Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 12 (1929)
Heft: 1

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

seinem Recht kommen lassen wollen, auch in Fragen der letzten Sinngebung und Seinsdeutung, eine Art Glauben und eine Art Zutrauen zukommt, vorweg und unbestritten einmal eben dieser Glaube an das Wissen. Debatten und Diskussionen aller Art, vor allem aber der fortwährende Gestaltenwandel und Umschichtungsprozess im philosophisch-wissenschaftlichen und religiösen Denken unserer Gegenwart lassen es ratsam erscheinen, sich wieder einmal gründlich zu überlegen und dann auch klar herauszustellen, was denn eigentlich als positiver Glaubensbestand und als positives Glaubensgut einer atheistischen Weltanschauung heute angesprochen werden darf. Diese Besinnung auf die positiven Fundamente unseres Glaubens ist um so notwendiger, als gerade die beiden uns zukommenden Namen »Freidenker« und »Atheisten« eine reine Negation zum Ausdruck bringen und somit eigentlich nur andeuten können, was als Glaubensfundament nicht oder nicht mehr gelten kann. Diese Negation ist entschieden nicht ganz wertlos, und sicher würde manches, was heute in Philosophie und Wissenschaft absichtlich in Dunkel und Unklarheit gelassen wird, klarer werden, wenn man sich getraute, dezidiert in Negationen sich auszudrücken. Aber sicher ist auch mit der Negation allein nur die eine Hälfte, und erst noch die schwächere Hälfte, zum Ausdruck gebracht. Wer Mitmenschen überzeugen, wer auf seine Mitwelt einwirken und schliesslich die Welt erobern will, muss Positionen haben, feste, klare und solide Glaubensfundamente. Diese positiven Glaubensfundamente unseres atheistischen Glaubens wollen wir nun in aller Kürze — in Form einiger weniger präzis formulierter Sätze — als fruchtbare Basis einer neuen Jahresarbeit — uns wieder einmal klar vor Augen und zu Gemüt führen.

1. Wir glauben an die Existenz, an die Realität der Welt.

Der normale Mensch schlägt sich an den Kopf! Muss diese banale Selbstverständlichkeit als Glaubensartikel ausdrücklich hingestellt werden? Wer sich aber in der Philosophie etwas auskennt, hält diese philosophische confessio für notwendig und grundlegend. Vertritt doch auch heute noch ein grosser Teil der Universitätsphilosophie die Ansicht, dass wir im Erkennen und Wissen nicht eine vom Bewusstsein verschiedene Realität erfassen, sondern dass wir es dabei einfach mit unsern eigenen Vorstellungen (»Ideen«) zu tun haben, dass also, mit andern Worten gesprochen, die Welt, die uns umgibt, nur unser »Gegenstandsbewusstsein« ist. Das ist die Anschauung des Idealismus, der auch heute noch in verschiedenen Ausprägungen vertreten wird. Wir müssen diese Möglichkeit durchdenken, wollen wir nicht als philosophische Banausen angesehen werden, wir müssen dem Idealismus nach Möglichkeit gerecht werden, um ihn dann mit um so grösserer Berechtigung nachdrücklich und ausdrücklich ablehnen zu können. Eine begründete Ablehnung des Idealismus und ein offenes Bekenntnis zum philosophischen Realismus ist für uns Atheisten auch deswegen wichtig, weil gerade die protestantische Theologie je und je stärkste Widerstandskräfte gegen Angriffe durch Wissenschaft und Philosophie gerade aus dem unklaren Nebelbrei des Idealismus gezogen hat. Es darf aber hier darauf hingewiesen werden, dass dieser Idealismus gerade in unsern Tagen auch an den Universitäten in deutlichem Rückgang begriffen ist; sogar die protestantische Theologie gibt ihn nunmehr auf; die katholische Theologie ist auf diese ungesunde Philosophie nie hereingefallen, sie hielt sich mehr an Aristoteles als an Plato.

Hier darf auch gesagt werden, dass mit diesem Bekenntnis zum Realismus auch der moderne idealistische Positivismus eines Mach, Petzold u. a. abgelehnt ist. Dieser Positivismus, so metaphysikfeindlich er sich auch gebärdet, ist durchaus nicht immer unser Freund. Da er im »Positiven« als seinem Ausgangspunkt eigentlich nur die exakt beschriebenen Wissenselemente und Forschungsobjekte sieht und schliesslich alles in Relationen, Abhängigkeiten, Empfindungen und Erfahrungsinhalten aufgehen lässt, kommt dieser moderne Positivismus, der sich vom realistischen Positivismus eines A. Comte wesentlich unterscheidet, dem Idealismus sehr nahe und wird deshalb von Gelehrten gerne in Anspruch genommen, um gerade auf Grund dieser ihm anhaftenden idealistischen Note entweder mit dem Christentum einen faulen Frieden oder doch ein gewinnbringendes Schweigen in den letzten Fragen des Menschenlebens, einen Generaldispens von allen kompromittierenden Stellungnahmen zu weltbewegenden Fragen, sich zu ermöglichen. Aus der modern-realistischen Literatur seien besonders hervorgehoben J. Stickers: »Wiedergeburt der systematischen Philosophie«, M. Schlick: »Allgemeine Erkenntnislehre«, Lenin: »Materialismus und Empiriokritizismus«, A. Messer: »Einführung in die Erkenntnistheorie«.

2. Wir glauben, dass die Aussenwelt erkannt werden kann.

Auf keinen Fall lassen wir uns mehr narren und nasenführen durch jene überspannten aprioristischen und kritizistischen Erkenntnistheorien, die — wir haben das heute eingesehen — einfach Werkzeuge sind des theologisch-philosophischen Denkens und als solche die Aufgabe haben, die Wucht und Eindringlichkeit des realitätsgemässen Denkens abzuschwächen, den Geist von der Realität als einem ja doch nie erkennbaren Schemen abzulenken auf eine andere Welt, die Gotteswelt. Wir wissen es heute, dass die Erkenntniskritik in der Hand des prinzipiell unkritischen, gläubig-theologischen Denkens eine Groteske der Philosophiegeschichte darstellt; musste sich diese Erkenntnistheorie doch dazu hergeben, immer nur die dem Glauben gefährlichen Gedanken und Anschauungen herabzusetzen, ohne je auf die Gegenstände des Glaubenslebens selbst angewandt zu werden. Die Erkenntniskritik musste so geradezu gewisse Richtungen der Theologie »begründen«, »wie der im Grunde lästerliche Ausdruck lautet« (Thurneysen).

Feuilleton.

Lessings Sohn.

Zu Gotthold Ehraim Lessings 200. Geburtstag am 22. Januar 1929

Die sternlose Kälte der Sylvesternacht von 1777 durchbellt der Sturm; fetzt weisse Bänder von der Schneehaube des Mansardendaches der Bibliothekarswohnung vor der fürstlich braunschweigischen Hofbücherei zu Wolfenbüttel; reibt sich pfeifend am Verputz der niederen Wände; rasselt am Regenrohr; klappert mit schneegefegten Dachpfannen; reisst, beisst, zerrt und rüttelt an geschlossenen Fensterläden; gellt, winselt, wimmert und heult durch den Kamin; presst beizenden Rauch hinein in das mässig erhellte Zimmer des Erdgeschosses, in dem ein angehender Fünfziger sich zwischen ein Bett und einen Tisch gebannt fühlt, auf dem Tintenzeug und Briefpapier liegen. Die Feder entsinkt der Hand des Mannes. Er wendet sich einem dunklen Wandausschnitt zu, dem Türrahmen des unerhellten Nebenraumes. Das ungepuderte, lockige Braunhaar durchwirken erst wenige graue Fäden, und doch ist die mittelgrosse, aber stattliche Gestalt unter den Druck unsichtbarer Lasten gebeugt.

Er zögert an der Schwelle des finsteren Gelasses, zaudert, überschreitet sie nicht. Stützt sich am Pfosten und sticht mit grübelndem Auge in die Schwärze des Türausschnittes. Drüben erkaltete vor wenigen Tagen die heisseste Hoffnung, das Weihnachtsgeschenk seines Lebens, sein Sohn, der draussen, unter den gefrorenen Schollen der Friedhofserde im kurzen Kindersarg — —. Er kann den Gedanken nicht beenden und dennoch das quälende Erleben nicht aus der Welt denken: Er, Gotthold Ephraim Lessing hatte einen Sohn. Er hat ihn nicht mehr und wird keinen zweiten jemals haben.

Kummervoll wandern seine Blicke zum Bett gegenüber dem Tisch, haften auf den totblassen Zügen, den entfärbten eingesunkenen Wangen der Frau in den Kissen. Er tritt näher und ergreift die blutleere, abgezehrte Hand, tastet nach dem Puls, der klein, schwach, hilflos und unregelmässig klopft; neigt sein Ohr auf die farblosen Lippen, über die kaum spürbar und immer zögernder der Hauch des Atems gleitet; blickt auf die geschlossenen Lider mit dem zarten blauschimmernden Geäder; horcht nach dem Herzen. Richtet sich auf. Das ist kein Schlummer der Ermattung, der Frau Eva einhüllt, das ist süsser als Schlaf,t iefer als Traum, milder als Wissen. Ist Bewusstlosigkeit. Das ist Uebergang zur Genesung oder Vorbote des Verwehens ins Unergründbare.

Kraftverlassen sinkt Lessing am Bettrand nieder, birgt die heisse Stirn in die kühlere Hand der spät errungenen Gefährtin seines Kämpferlebens. Wird er die Mutter nach sich ziehen, der kleine Schelm, sein Sohn? Wie ein Kerzlein war er aufgeflammt in den Weihnachtsabend, wie ein Lichtlein verlöscht, noch ehe er geleuchtet. Wie war diesem Kindesleben entgegengehofft, entgegengefreut, entgegengebangt worden! Verjüngender Sonnenschein sollte dieser Knabe werden, freundlicher Weltglanz in der dörflichen Verlassenheit jenes Wolfenbüttel, auf das sich der Kamenzer Pfarrerssohn zurückgezogen hatte wie auf ein Eiland der Stille; zurückgezogen nach dem Umgetriebenwerden der bewegten Jahrzehnte in Leipzig, Berlin, Breslau und Hamburg.

Ah, wie hasste er jetzt diese bretterstirnige dörfliche Stadt, wie verachtete er jetzt diesen Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, der mit ihm, dem »praeceptor germaniae« — dem Lehrer der Deutschen — im »Ausland« prunken wollte. War das des Dichters der Minna von Barnhelm, der Emilia Galotti, war das des Verfassers des Laokoon,

Wir haben die Ueberzeugung, dass wir von der Aussenwelt und der Beschaffenheit ihrer Dinge durch unsere Wahrnehmungen Kunde erhalten, und dass diese Wahrnehmungen sich wesentlich unterscheiden von der blossen Einbildung und vom Traum, und dass diese Erkenntnis, im grossen Wissenszusammenhang der Wissenschaft, die einzig zuverlässige Kunde der Welt und einzig zuverlässige Grundlage alles Denkens und Handelns darstellt. Wir kennen und würdigen die Bedenken, die von physikalischer, physiologischer und psychologischer Seite her erhoben werden gegen unsere Auffassung; wir vertreten daher keinen naiven, sondern einen erkenntnistheoretisch geläuterten Realismus.

3. Wir glauben an die Autonomie und Souveränität des wissenschaft-philosophischen Denkens.

Was heisst das? Nun, der gemeinsame Grundakkord der ganzen sonst so reich modulierten Theologie und theologisch infizierten Philosophie heisst in Worten: »Grenzen! Grenzen! Echte Wissenschaft ist sich ihrer Grenzen wohl bewusst! Echte Wissenschaft macht Halt vor dem Reich des Göttlichen!« Das alles schreckt uns heute nicht mehr. Wir proklamieren die Autonomie und Souveränität des wissenschaftlich-philosophischen Denkens, damit wird ausgedrückt, dass dieses wissenschaftlich-philosophische Denken sich selbst die Grenzen setzt und sich diese nicht von der Theologie setzen lässt. Diesem Denken unterstellen wir sowohl das Subjekt, trotz des Geschreis der Aprioristen, wie auch die Gesamtheit der religiös-christlichen Phänomene, trotz des Geschreis der Theologen. Wir kämpfen dafür, dass die Universitäten von nun an Religionswissenschaft und nicht mehr Theologie treiben. Für uns sind verbindlich gerade die Aussagen der Wissenschaft über das Christentum (Geschichte, Soziologie, Psychologie, Psychoanalyse etc.) und nicht die Aussagen, die das Christentum über sich selbst in Umlauf zu setzen geruht. Unter dem durchdringenden Blick der wissenschaftlichen Analyse und Komparation aber bricht das tragende Gerüst des christlichen Glaubens — seine Absolutheit, seine Unbedingtheit, sein Geltungsanspruch für die gesamte Menschheit — berstend und krachend in sich zusammen.

* * *

Das sind die drei theoretischen Positionen, die wir vertreten! Wir dürfen sie wahrlich sehen lassen, und wir haben uns ihrer an keinem Ort und in keinem Augenblick zu schämen. Wir haben auf unserer Seite so gewaltige Mächte wie Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft und Philosophie und alles das, was darauf sich aufbaut. Das ist die neue wissenschafts-theoretische Situation, die nicht deutlich und klar genug herausgestellt werden kann. Die Theologie in ihrer neuesten Ausprägung will nicht mehr stehen auf Wissenschaft, auf Philosophie oder Vernunft, sie stellt alle diese Mächte aus sich heraus und sich selbst heraus aus allen diesen Mächten, ihr Sinn erfüllt sich jenseits dessen, was Philosophie meint, und genau jenseits aller wissenschaftlichen Möglichkeiten; sie will nur noch stehen auf Gnade und Offenbarung. Damit werden Geisteswissenschaften und Philosophie aus ihrer bisherigen theologischen Hörigkeit entlassen und bilden mit der Naturwissenschaft zusammen, die schon längst abgestossen worden war, ein ungeheures Gebiet menschlich-irdischen Wissens, das dem christlichen Denken als Grossmacht gegenüber tritt.

Wir Atheisten und Freidenker sind nicht kleine Sekten, eingesprengt in eine religiös-christliche Welt, sondern wir sind nur die Wenigen, die offen aussprechen und offen zu dem stehen, was Wissenschaft über das Christentum sagt, und was allmählich, wenn auch noch unter der Oberfläche, Gemeingut der abendländischen Kulturmenschheit wird: Dass Religion und speziell Christentum notwendige Durchgangsstufen, unvermeidliche Wachstumserscheinungen eines Teils der Menschheit darstellen und als solche gewürdigt und respektiert werden müssen; dass aber, auch für die Praxis des Lebens, das zähe Festhalten an diesen entwicklungsgeschichtlich überholten Durchgangsstufen nicht notwendig, nicht wertvoll oder irgendwie segensreich ist für die Gegenwartsmenschheit. Wir sehen und erleben, dass das Christentum nicht mehr imstande ist, zu binden. Es muss aber gebunden und geformt und gebildet werden; dies Bilden im engern und weitern Sinne kann aber nicht mehr vollzogen werden von einem Handeln und Denken, das sich auf Illusionen, auf widerlegte und nicht mehr geglaubte Traditionen und Offenbarungen stützt, sondern von einem Glauben, einem Denken und Handeln, die auf der Wirklichkeit und wissenschaftlich erfassten Realität gegründet sind.

Dr. E. H.

Lessing.

(1729—1929.)

Von A. Albin.

Es genügte, eine Liste seiner Bücher aufzustellen, um zu sehen, dass sein Leben kein unnützes gewesen. Es genügte, diese oder jene Aeusserung aus ihnen herauszugreifen, um die Tiefe und Weite dieses herrlichen Geistes erahnen zu können. Es hiesse, sein Gedächtnis am würdigsten feiern, wenn wir nach dem Sinne dieser Aeusserungen leben, im Sinne derselben handeln und wandeln würden. Wenn wir in die Geschichte des menschlichen Geistes Rückschau tun, erfasst uns ja eine Scham. So weit ist der Geist voraus und so weit ist die Menschheit zurück. Eine betrübende Tatsache: die Geistesgeschichte der Menschheit ist — wenn wir sie näher ins Auge fassen — eigentlich nur die Geschichte einiger, nicht allzuvieler Geister, die das Kulturgut zusammengetragen und aufgebaut haben, ohne aber dass ihre Mitbrüder es sich zu eigen gemacht hätten in dem Masse, wie seine Erzeuger es wünschten. Ab und zu gelang es einem Geiste, Scharen und Massen aufzurütteln; ab und zu gelang es einem Geiste, sie mitzu-

der Hamburgischen Dramaturgie, war das seiner würdig, Bücherwart zu sein eines Menschenhändlers, der seine Landeskinder zu tausenden an die Engländer verkaufte, der ihm das freie Manneswort zu verbieten die Macht hatte und es auch tat? Bitterkeit riss ihn würgend empor. Wie flackerten die einst herrlich strahlenden Augen: Die Summe eines deutschen Dichter- und Gelehrtenlebens? — Ein toter Sohn, ein sterbendes Weib!

Das überpeinigte Herz rast gegen die Rippen. Schwer tastet er an den Tisch, auf den Stuhl. Die weichen Federn knicken in der harten Hand, die den ewig denkwürdigen Brief an den Freund formt: »Mein lieber Eschenburg! Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Anteil zu danken. Meine Freude war nur kurz, und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! .... War es nicht Verstand, dass er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davonzumachen? .... Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.«

Zehn Tage darauf drückte der Tod des anderen liebsten Menschen dem Dichter abermals die Feder in die Hand: »Meine Frau ist tot, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht.« Er selbst trug damals den Todeskeim bereits in sich. Eine Erfahrung zu machen hatte ihm das Leben noch aufbewahrt: die Geburt eines unsterblichen Sohnes des Geistes — Nathan den Weisen.

Walter Bähr.

Gotteslästerung.

Der Gallus und der Columban, der Weise,
Sie machten einstens eine Schweizerreise.
Die Sage meldet, dass die beiden Frommen
Nach Tuggen an den Zürichsee gekommen.
Noch lebten Heiden in der grausen Wildnis,
Die tanzten eifrig um ein Götterbildnis,
Das Sturm und Regen ziemlich abgetakelt;
Der Gallus nun, der hat nicht lang gefackelt,
Den Götzen seelenruhig umgerissen
Und stante pede in den See geschmissen.

Das war nun wirklich Gotteslästerung.
Das Heidenvolk geriet auch sehr in Schwung;
Die Kirche selbst verschärfte dann die Schmach
Dadurch, dass sie den Gallus heilig sprach.

Wenn heute nun ein neuer Gallus käme,
Der sich die Freiheit und die Frechheit nähme,
Mit einer Wucht von sieben Donnerwettern
Die Götzenbilder in den Staub zu schmettern —
Ich glaube, dass man ihn, der Trümmer stürzte
In heil'gem Grimm, um Kopfeslänge kürzte,
Um mit dem Schwert die Frevler auszurotten,
An jenem Gott, der seiner nicht lässt spotten.

Sieh, Gläubiger, den noch die Kirche schröpft,
Hier spricht sie heilig, und dort wird geköpft;
Doch lasse, Freund, nur die Bedenken ruh'n;
Die Logik will's. Wenn Zwei das Gleiche tun ...!

J. Stebler.